Etwas über Robert Walser

Autor(en): **Mächler, Robert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **65 (1985)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-164245

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Robert Mächler

Etwas über Robert Walser

«Etwas über Goethe» betitelt sich ein Prosastück von Robert Walser, *«Etwas über Jesus»* ein anderes. Goethe hat er vorab als dichtermässigen Lebenskünstler verehrt und von Jesus gemeint, man könne sich *«ihm gegenüber unmöglich anders als mit stärkerer oder gelinderer Gebärde anbetend betragen»* [1]. Soll der Titel *«Etwas über Robert Walser»* eine Art Gleichstellung mit dem «Dichterfürsten» oder gar mit dem «Friedensfürsten» andeuten? Walser selber, der schon den Vergleich mit Gottfried Keller nachdrücklich zurückwies [2], würde sich dagegen verwahren. Und doch ist eine vorsichtige Assoziation in beiderlei Hinsicht nicht abwegig. Ein mit Goethe vergleichbarer, wiewohl andersartiger, gesellschaftlich viel weniger integrierter Lebenskünstler war auch Walser. Die in Goethes Weltbild so bedeutsame Polarität erscheint bei ihm in mannigfaltiger autobiographischer Abwandlung. Von den vielen Polaritäten und Paradoxien, die er an sich selber bemerkte, seien die folgenden drei angeführt:

«Ich nahm mir vor, zurückweichend vorwärtszuschreiten, faulenzend arbeitsam zu sein, mich auf dem Wege der Lieblosigkeit im Gebiet des Liebens auszuzeichnen.» («Auflauf»)

«Ich habe vielleicht noch die meisten Gedanken, leicht möglich ist das, aber ich verachte im Grunde genommen mein ganzes Denkvermögen.» («Jakob von Gunten»)

«Ich bin eine Art Dichter, der manchmal ein sehr nüchterner Mensch ist ...» («Olympia»)

Goetheanisch – in Walserischer Abwandlung – tönt aber auch manches, was die Spannung der Polaritäten mildert, etwa der hochgemute Spruch: *«Die beste Art, belehrt zu sein, / liegt im Sichselbstwillkommensein» («Harmonie»)*. Sich selber annehmen bedeutet für einen ungewöhnlichen Menschen: das Bewusstsein der Ungewöhnlichkeit haben und es geltend machen. Darin ist Walser eher noch mit Nietzsche als mit Goethe verwandt. Es gibt zwei Äusserungen der beiden, die Verwandtschaft und Verschiedenheit in ruhmredigem Selbstbewusstsein erhellen. Nietzsche schrieb am 2. August 1888 aus Sils-Maria an seine Mutter:

«... Die Gesellschaft des Hotels ist nicht übel, und was es von distinguierteren Personen gibt, das sucht sich mir vorstellen zu lassen. So ein sehr angenehmer Staatsanwalt Dr. Schön aus Lübeck; ein alter Präsident aus Norddeutschland; jetzt eben wieder ein Professor von Holten aus Hamburg; ein Kapellmeister vom Dresdener Hoftheater; und selbst die hübschen Mädchen machen mir ganz ersichtlich den Hof. Man hat den ungefähren Begriff, dass ich ‚ein Tier' bin. Der Koch kocht dies Jahr für mich mit besondrer finesse. Briefe trafen ein, die zum Teil verrückt vor Enthusiasmus für meine Bücher waren; darunter einer mitten aus dem Bayreuther Parsifal heraus, im Namen eines ganzen Kreises von ‚Jüngern' aus Wien. Doch verhalte ich mich sehr kühl allen solchen jugendlichen Anstürmen gegenüber. Ich schreibe ganz und gar nicht für die gärende und unreife Altersklasse ...»

Robert Walser beteiligte sich im April 1926 an der von der «Neuen Zürcher Zeitung» (Eduard Korrodi) veranstalteten Umfrage *«Verkannte Dichter unter uns?»* Die erste Hälfte seiner Antwort erinnert auffallend an die vorstehenden Zeilen Nietzsches:

«Was mich betrifft, so habe ich mich keineswegs über Verkanntheit zu beklagen. Ich kenne Leute, die sich nach mir sehnen. Individualitäten umwerben mich. Frauen von nicht zu missverstehender gesellschaftlicher Bedeutung freuen sich, wenn ich nur in geringem Grad artig zu ihnen bin. Jeweilen frühmorgens erquickt sich meine Daseinslust an feinstem holländischen Kakao. In meinen Schränken liegen nicht die besten, aber bekömmlichsten Weine. Meiner Meinung nach werden die Dichter im grossen und ganzen nur beinahe zu gern und zu rasch anerkannt. Infolgedessen bekommt man sie dann satt. Mich laden Mädchen zum Tee im sonnigen Freien ein, stellen mich ihren Müttern vor, schreiben mir schmeichelhafte Briefe, die die Schubladen meiner Ziertische mit ihren Zartheiten schmücken. Man gibt sich um mich die erdenklichste Mühe. Um geschmackvoll zu bleiben, spiele ich den Gleichgültigen und erscheine undankbar ...» [3]

Die beiden so ähnlich anmutenden Texte [4] unterscheiden sich durch die wesentlich ernst gemeinte Ruhmredigkeit des ersten und die wesentlich scherzhafte des zweiten. Zwar liesse sich einwenden, dass auch in jenem kein voller Ernst walte. Nietzsche will der um ihn besorgten Mutter eine Freude machen, ihr Anlass geben, auf ihn stolz zu sein. Auf vorwiegendes Ernstmeinen ist jedoch daraus zu schliessen, dass er auch dort, wo dieses Motiv fehlt, ein ruhmrediger Briefschreiber ist. Walsers NZZ-Beitrag hingegen ist eindeutig als Scherz erkennbar, als gewissermassen heroischer

Scherz, denn der Dichter hätte damals Ursache gehabt, sich über Verkanntheit oder, genauer gesagt, über den wirtschaftlichen Misserfolg seines Schaffens zu beklagen. Statt dessen kehrt er den mit Wenigem zufriedenen Lebenskünstler hervor und lässt grundsätzliche Geringschätzung der Anerkennungsfrage durchblicken. Sein Beitrag war der einzige humoristische unter den geistvoll ernsthaften Antworten der Hofmannsthal, Hesse, Schröder, Borchardt, Thomas und Heinrich Mann und anderer Berühmtheiten. Auf die innere Verschiedenheit der beiden Texte wirft auch das verschiedene Krankheitsschicksal ein Licht: Nietzsches Zusammenbruch unter Kundgebungen von Grössenwahn und die elfeinhalb Jahre seines traurigen Dahinsiechens – Walsers Erkrankung ohne Verstandesstörung und die vielen Anstaltsjahre bei körperlichem Wohlbefinden und regelmässiger manueller Arbeit. Vor und nach dem Zusammenbruch sprach er von seiner Person in der Regel demütig und bescheiden oder mit freundlich-gelassener Selbstironie. *«Nur da und dort ..., bei guter Gelegenheit, redete er frei und liess er ein wenig spüren, wer und was er sei.» («Der Arbeiter»)*

Max Brod, einer seiner treuesten Förderer, hatte eine überliterarische Erleuchtung, als er zu schreiben wagte, bei Walser finde er *«endlich die Reaktion auf Nietzsche, die Freiheit, die Entspannung der Seele».*[5] Er schrieb das, als von einer Breitenwirkung Walsers noch viel weniger die Rede sein konnte als heute, und obschon man das Denkertum des einen und das Dichtertum des andern für inkommensurabel halten kann. Walser hatte fast keine Beziehung zur eigentlichen Philosophie. In Zürich kannte er indes den aussenseiterischen Philosophiedozenten Rudolf Willy, der mit einem gescheiten, heute vergessenen Buch über Nietzsche hervorgetreten ist[6]. Auf Wanderungen mit Carl Seelig hat Walser, ungefähr im Sinn von Willys Kritik, den Lehrer der Übermenschenmoral lieblos, ja diabolisch genannt[7]. Man darf vermuten, dass er sich in literarisch verbindlichem Urteil weniger schroff ausgedrückt hätte. Übrigens ist er selber zuweilen der Lieblosigkeit verdächtigt worden und hat sich selber ihrer bezichtigt, zum Beispiel, wie bereits angeführt, in dem Prosastück *«Auflauf»* und im *«‚Tagebuch'-Fragment von 1926»: «Denn immer hielt ich mich und hielten mich ‚alle andern' für sozusagen lieblos, für unfähig, begeistert zu sein, für ausserstande, sich zu enthusiasmieren, für irgendetwas zu schwärmen, feurig für dieses oder jenes einzutreten, sich entzückt, entflammt zu fühlen.»* Anderseits glaubte er unentwegt an *«seine innerliche Jugend, ich meine, seine Beseeltheit, sein Herz, das sich immer wieder aus der Menge der Herzlosigkeiten, deren er sich im Lauf der Zeit schuldig machte, siegreich hervorhob». («Seelenwanderung»)*

Die sonderbare Verwandtschaft mit Nietzsche geht noch tiefer. Auch bei

ihm, dem scheinbar so beflissen das Leben feiernden Poeten, fühlt man sich zuweilen vom Eishauch des Nihilismus angeweht, etwa wenn Jakob von Gunten, ohne zu widersprechen, sich von seinem Bruder sagen lässt, alles sei faul *(«Jakob von Gunten»)*. Von der Härte des Lebens in dieser naturgesetzlichen Welt spricht Walser gelegentlich so unumwunden wie Nietzsche. Mit diesem ist er aber, wie bereits angedeutet, auch durch das antinihilistisch positive, wiewohl anders geartete Sendungsbewusstsein verwandt. Zwar hat er in seinem ersten Buch, *«Fritz Kocher's Aufsätze»*, den frühen Wunsch, Seiltänzer und Clown zu werden, bezeugt und ist ja tatsächlich ein seiltänzerisch dichtender Clown geworden. Was kann bei diesem Beruf, wenn man von dem Ehrgeiz absieht, ihn meisterlich auszuüben, Sendungsbewusstsein bedeuten? Pathetisch wie Nietzsche konnte Walser es nicht ausdrücken, noch viel weniger mit der Unbedingtheit Jesu. Aber *«bei guter Gelegenheit»*, wie es im Prosastück *«Der Arbeiter»* heisst, ist ein gedämpfter messianischer Anspruch nicht zu überhören. Er kann sich bezeugen, sich gleichsam versuchsweise als erfolgreich ausgeben und alsbald wieder verleugnen:

«Mit einer Reihe antilakaienhafter Schriften, die er seinem Freiheitsherzen entnahm, sorgte er, dass man an ihn zu glauben begann. Er gönnte jedoch der Menschheit den Einfluss nicht, den er auf sie ausübte.» («Ein Lakai»)

Oder euphorischer: *«Bot er der gewissermassen leidend im Bett liegenden kultivierten Humanität nicht mit gewinnendem Benehmen quasi sein literarisches Lebenswerk wie eine Tasse ausgezeichnet duftenden Kaffee an? ‚Ich gebe dir, was dir nützt, nimm nur', sprach er zur Menschheit, die an ihn glaubte.» («Der gestiefelte Kater»)*

Dergleichen wirkt spielerisch, und da die Leitgedanken der *«antilakaienhaften Schriften»* in ähnlichen Formen vorgetragen werden, ist es nicht verwunderlich, dass viele Leser Mühe haben, bei Walser eindeutig Ernstgemeintes zu finden. Sogar einer, der als Artverwandter gilt, Peter Bichsel, gehört zu diesen. Walser, so bemerkt er im Nachwort zu einer Neuausgabe von *«Geschwister Tanner»* [8], lege sich *«beim Schreiben nie ganz fest»*. Es sei *«schwer zu entscheiden, was sein Ernst ist, was er komisch meint, wo er seine eigene Meinung wiedergibt und wo er zitiert»*. Der Eindruck, Walser lege sich nicht fest, kommt natürlich daher, dass er meist wie tändelnd schreibt und sowohl das prophetische Pathos wie die lehrmässig-philosophische Sprache verschmäht. Zu entscheiden, was und in welchem Grad er etwas ernst meint, mag wirklich zuweilen schwierig sein. In wichtigen Sachen ist aber das Ernstgemeinte, sei es auch humorig oder lässig oder scheinbar unsicher gesagt, nicht zu verkennen. Gerade in *«Ge-*

schwister Tanner» gibt es manche Stelle, die als verbindliche Meinungsäusserung des Dichters selber verstanden werden muss. Das Folgende darf als sein undogmatisches Credo gelten:

«Religion ist nach meiner Erfahrung Liebe zum Leben, inniges Hangen an der Erde, Freude am Moment, Vertrauen in die Schönheit, Glauben an die Menschen, Sorglosigkeit beim Gelage mit Freunden, Lust zum Sinnen und das Gefühl der Verantwortungslosigkeit in Unglücksfällen, Lächeln beim Tode und Mut in jeder Art Unternehmungen, die das Leben bietet. Zuletzt ist tiefer menschlicher Anstand unsere Religion geworden.»

Das ist Bekenntnis zu einer Weltfrömmigkeit, wie es auch Gottfried Keller abgelegt haben könnte. Der mit dem Dichter wesentlich ineins zu setzende Simon Tanner spricht es aus, und als uneigentlich oder unernst wäre einzig das Wort Religion zu bezeichnen, insofern hier kein Glaube an Übernatürliches, Absolutes bezeugt wird. Die von Simon und seiner Freundin Klara Agappaia geäusserten Gedanken über Gott haben wohl einen leichten, gewissermassen freischwebenden Ton, doch belegen sie ziemlich eindeutig, dass Walser einerseits kein Gottesleugner, anderseits kein konfessioneller Christ sein mochte. Statt zu einer inhaltlich fixierbaren «Glaubenswahrheit» bekannte er sich zu jener Wahrhaftigkeit, die den freien, rein persönlich zu verantwortenden Glauben sowohl voraussetzt als auch – gleichsam kybernetisch – hervorbringt: *«Woran glaube ich? Ich weiss es nicht, ich weiss nur, dass mir viel fehlt, wenn ich nicht gläubig bin» («Der Proletarier»).* In seiner Gleichsetzung von «Religion» mit tiefem Anstand ist die Tiefe als die religiös zu nennende Andacht vor dem Welt- und Lebensgeheimnis zu verstehen, der Anstand als die solchem Fühlen entsprechende Ethik.

Nun herrscht freilich in Walsers Werk ein wunderliches Hin und Her zwischen den Sympathien für das Gute und das Böse. Einmal schreibt er: *«Nichts kann mich so tief aufregen wie der Anblick und der Geruch des Guten und Rechtschaffenen. Etwas Gemeines und Böses ist bald ausempfunden, aber aus etwas Bravem und Edlem klug zu werden, das ist so schwer und doch zugleich so reizvoll. Nein, die Laster interessieren mich viel, viel weniger als die Tugenden.»* So denkt Jakob von Gunten unter dem Eindruck des Mitschülers Kraus, der als *«ein echtes Gott-Werk, ein Nichts, ein Diener»* das Lehrziel des Knabeninstituts Benjamenta verkörpert. Anderseits heisst es in einem der Prosastücke, die als stilisierte Selbstschau zu deuten sind: *«Er liebte vielleicht neben dem Redlichen und Guten auch das Böse; neben dem Schönen auch das Unschöne. Bös und gut, schön und hässlich schienen ihm unzertrennlich» («Der Arbeiter»).* Eine Umwertung der Werte im Sinne Nietzsches liegt ihm fern. Er wird den

idealen Diener Kraus weder nachahmen noch seinen Wert leugnen, sondern in der ihm eigenen Spannung zwischen Einfalt und reflektierender Intelligenz verharren. Auf die Seite der verbindlich urteilenden Intelligenz gehört aber zweifellos, was er zu Carl Seelig gesagt hat: *«Schriftsteller ohne Ethik verdienen durchgeprügelt zu werden.»*[9]

Den ethischen Grundzug bestätigen viele kulturkritische Äusserungen. Die folgenden beiden dürfen als klare Entscheidung für den Vorrang der ethischen vor den ästhetischen Problemen gelten:

«Gewiss: jeder denkende Kopf ist wichtig und jede Frage kostbar, aber es dürfte anständiger und für die Köpfe ehrender sein, zuerst Lebensfragen zu erledigen, bevor die zierlichen Kunstfragen erledigt werden. Nun sind aber allerdings Kunstfragen bisweilen auch Lebensfragen, aber Lebensfragen sind in noch weit höherem und edlerem Sinne Kunstfragen.» («Geschwister Tanner»)

«Das Leben ist zu roh geblieben; dagegen ist die Kunst verhältnismässig zu ästlich, zweiglich, zu zart und zu fein geworden. Nach mir ginge es uns allen besser, wenn sich die Kunst kräftig gäbe, dafür aber das Leben lieb und fein.» («Tagebuchblatt», III)

Robert Walser sieht das Missverhältnis zwischen den vielen und grossen kulturellen Werkleistungen und der mangelhaften sittlichen Kultur der Gesellschaft so scharf wie kaum ein anderer. Freilich ist er zu nachsichtiger Resignation geneigt: *«... wir sind ja, sobald wir irgendwo in Gesellschaft auftreten, oder Kultur treiben, ohne weiteres eitel, denn die Kultur selber ist ja gewiss nichts anderes als die Eitelkeit selber, sie muss sie sein, und wer ganz und gar darauf verzichtet, eitel zu sein, der geht verloren, oder er gibt sich preis» («Das ‚Tagebuch'-Fragment von 1926»).* Immerhin scheint er eine uneitle Kultur des einzelnen für möglich zu halten: *«Was an einem Menschen liebevoll und gedankenvoll ist, das ist Bildung» («Jakob von Gunten»).* Wer wollte das für unernst halten? Ironisch gemeint, vielleicht eine übertreibende Absage an den europäischen Intellektualismus, ist eher das konträre Wort Jakob von Guntens: *«Gott geht mit den Gedankenlosen.»*

In jungen Jahren hatte Walser einige Kontakte mit der Arbeiterbewegung[10], doch hielt ihn das erstarkende Bewusstsein der dichterischen Lebensaufgabe von politischem Engagement ab. So schildert das Gedicht *«Warum auch?»* den Entschluss eines Mannes, für Leidverminderung und Volksbefreiung zu kämpfen – und endet unvermittelt mit dem Widerruf: *«... da überkam ihn ein Erwägen, / ein Schlummer: ach, lass doch das.»* Aber damit ist wohl nur der Verzicht auf das Wirken für politische Tagesanliegen gemeint. Aus der Tiefe des Dichtertums wirkt der Veränderungs-

wille um so stärker und über den Tag hinaus. In den utopistischen Prosastücken *«Seltsame Stadt»*, *«Träumen»* und *«Der Arbeiter»* gewinnt dieser Wille den deutlichsten Ausdruck. Am Schluss des erstgenannten, das eine zu wahrer Lebenskultur gereifte, der Berufskünstler nicht mehr bedürftige Gesellschaft beschreibt, schilt der Dichter sich einen dummen Kerl: *«Nein, mit dieser Stadt und diesen Menschen ist es absolut nichts. Das hat keine Wirklichkeit. Das ist aus der Luft gegriffen. Fahr ab, Bursche!»* Es wäre jedoch verkehrt, darin das Eingeständnis des Unernstes zu sehen. Es ist eine clowneske Sprachgebärde der Trauer darüber, dass das eigentlich Erstrebenswerte von der bestehenden Gesellschaft nicht erstrebt wird. Aus den erwähnten drei Texten spricht schmerzliche, tiefernste Sehnsucht. Die übermütigen Worte, mit denen der neunzehnjährige Robert Walser in einem Brief an seine Schwester Lisa die Sehnsucht als *«das Krankhafte, das an uns haftet»*, diagnostiziert, widersprechen dem nicht; auch sie gehören zur Sehnsuchtssprache des Clowns.

Bedenkt man die angedeuteten, im gesamten Werk nachweisbaren Tendenzen, so könnte man auf die Idee kommen, Robert Walser habe seine Sendung darin gesehen, ein von Grund aus humanes Ethos mittels suggestiver Spassmacherkunst zu verbreiten. Er habe sich zu diesem Experiment deshalb entschlossen, weil er die unzulängliche, oft sogar unheilvolle Wirkung der sich ernst gebenden Religionen und Philosophien erkannt hätte. Sicher wird man keinen bewusst gefassten und durchgeführten derartigen Vorsatz vermuten dürfen. Ein geistiger Instinkt, wenn der paradoxe Ausdruck erlaubt ist, mag den Dichter so geführt haben.

Und wie hat die Welt auf das Angebot seines *«ausgezeichnet duftenden Kaffees»* reagiert? Schon 1917, beim Erscheinen des Bändchens *«Poetenleben»*, hat Hermann Hesse geschrieben: *«Wenn solche Dichter wie Walser zu den ‚führenden Geistern' gehören würden, so gäbe es keinen Krieg. Wenn er hunderttausend Leser hätte, wäre die Welt besser.»* [11] Heute hat er möglicherweise so viele Leser, und die Literatur über ihn nimmt fortwährend zu, doch offenbar ist die Welt nicht merklich besser geworden. Wohl nur allzu willig lassen wir uns von Hesse darüber trösten: *«Sie ist, sei sie, wie sie wolle, gerechtfertigt dadurch, dass es Leute wie den Walser und hübsche liebe Sachen wie sein ‚Poetenleben' gibt.»*

Die Welt durch einen Dichter gerechtfertigt? Dem Theologensohn Hesse müsste bei diesem grossen Wort eingefallen sein, dass die sündige Welt nach christlichem Glauben einzig durch das Verdienst Christi gerechtfertigt ist. Robert Walser, der später in dem eingangs erwähnten Prosastück Jesus für allem Dichtertum übergeordnet erklärt hat, liess sich kein Erschrecken anmerken. Anderseits scheint er sich auch nicht an dem Paradox gestossen zu haben, das ihn zuerst in die Nähe der Weltverbesserer, dann

– mit den *«hübschen lieben Sachen»* – in die Nähe des Biedermeiers rückt. Er konnte ja das Richtige daran nicht verkennen: die Würdigung sowohl des in ihm vorwaltenden dichterischen Eros als auch des hintergründigen lebensfreundlichen Ethos. So dankte er dem ihm wohlgesinnten, weitaus erfolgreicheren, von ihm sonst gern bespöttelten Schriftstellerkollegen mit dem schlichten Kompliment: *«Dass Sie eine ungemein gute Art haben, über irgend ein Buch zu referieren, werden Ihnen schon viele Leute gesagt haben.»* Er selber bewies damit seine gute Art, auf so verwegen hochgegriffenes Lob zu antworten.

[1] Zitate aus den Werken Robert Walsers nach dem von Jochen Greven herausgegebenen Gesamtwerk, Suhrkamp Verlag, Zürich und Frankfurt a. M. 1978. Zitate aus Walsers Briefen nach dem von Jörg Schäfer herausgegebenen Band XII/2 der im Verlag Helmut Kossodo, Genf, erschienenen früheren Gesamtausgabe. – [2] Carl Seelig, «Wanderungen mit Robert Walser», Suhrkamp 1977, S. 84. – [3] «Neue Zürcher Zeitung» Nr. 613, 18. April 1926. Abdruck in Band XII des Gesamtwerks (Suhrkamp). – [4] Im Insel Verlag, Leipzig, erschienen 1909 die beiden Bände «Friedrich Nietzsches Briefe an Mutter und Schwester». Sollte Walser sie gekannt haben, so wäre nicht ausgeschlossen, dass der Brief vom 2. August 1888 auf seinen NZZ-Beitrag abgefärbt hat. – [5] «Kommentar zu Robert Walser», in Max Brods Essayband «Von der Schönheit hässlicher Bilder», Wien und Hamburg 1911. Zweite Auflage 1967. Abdruck in «Über Robert Walser» (Hsg. Katharina Kerr) I, S. 78, Suhrkamp 1978. – [6] Rudolf Willy, «Friedrich Nietzsche», Zürich 1904. – [7] Seelig, a.a.O., S. 37 und S. 85. – [8] «Geschwister Tanner», Buchclub Ex Libris, Zürich 1983, in der von Charles Linsmayer herausgegebenen Reihe «Frühling der Gegenwart». – [9] Seelig, a.a.O., S. 51. – [10] Vgl. Markus Bürgi und Katharina Kerr, «Die drei frühesten bisher bekannten Briefe Robert Walsers und ein Gedicht aus der Zeit seines ersten Zürcher Aufenthaltes», in «Robert Walser zum Gedenken», Suhrkamp 1976. – [11] Hermann Hesse, «Poetenleben» (Rezension), in «Neue Zürcher Zeitung» Nr. 2222, 25. November 1917. Abdruck in «Über Robert Walser», I, S. 57.